

Die Neue Welt

Nr. 26

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Jugend-Wanderung.

Von John Henry Mackay.*

Ich ging bis dorthin, wo das Thal sich schloß;
Wo wild ein Waldbach von der Höhe schoß,
Des Rauschen von den Felsen wieder
Wie Echo klang, dort, wo die laute Welt
In einen bodenlosen Abgrund fällt,
Sank müde ich und wortlos nieder.

Ich wanderte zehn Jahre bis hierher.
Ich habe keinen Muth zum Wandern mehr —
Hier will ich warten, ruhen, träumen, schlafen!
Was mit mir werden will, ich weiß es nicht.
Die Nacht mag kommen, kommen mag das Licht,
Mich stört es nicht. Ich bin im Hasen.

Dem während meiner Jugendwanderung
Verlor die Kraft mein Fuß, mein Geist den
Schwung,
Mein Herz ist kühl und starr geworden.
Das Glück der Menschheit — o du Stern, der fiel,
Wie lange lockst du uns als höchstes Ziel,
Um unserer Augen Licht zu morden?!

* Aus „Wiedergeburt“, Berlin, S. Fischer, 1896.

Nicht ruhen wollte ich, bis es erreicht.
Darüber ging die Jugend. Und es schleicht
Durch mein zerstörtes Hirn ein Grauen.
Ich bin gewandert: wie der Hirsch, gehebt
Von willenloser Angst, zweifelzerseht —
Nein, nichts begehrt' ich mehr zu schauen!

Nur ruhen will ich, nur so lange ruhn,
Bis ich vergaß mein thöricht-kindisch Thun,
Bis Alles mir vorüber zog, vorüber . . .
Und so der Riesenwelt von Eis und Stein
— Der Größe selbst, nicht nur der Größe Schein —
Steh wortlos ich und furchtlos gegenüber . . .

Ob Jahre oder Tage schweigend geh'n,
Ich fühl' es nicht. Den Beiger nicht zu seh'n
Der Zeit begehrt' ich — mag sie schwinden!
Wenn sich nach allzuwilder Tage Hast
Goh in mein Herz des Friedens süße Raft,
Wohl! — mag mein Auge, mag mein Geist
erblinden!

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders. Von F. Niebeß.

(Fortsetzung.) Viertes Kapitel.

Bei uns zu Hause.

Wir Drei waren uns nun ganz selbst überlassen, ganz frei und unabhängig; wir waren einzig auf unseren Muth und unsere Thatkraft angewiesen, wie verunglückte Seefahrer, die ihr nacktes Leben auf eine wildfremde Insel retteten. Der Kriegsschlag bot uns keine Stütze mehr; er bestand nur noch aus wenigen Kupfermünzen, die wir so sorgfältig hüteten, wie eine bettelarme Wittwe ihren letzten dürftigen Halsschmuck hütet, um sich durch die klägliche Lüge zu trösten, daß sie nicht zu den Allerärmsten gehöre.

Aber obgleich uns, den tolpatschigen, blöden Kindern Oberschlesiens, der lose, lustige Leichtsinngänglich mangelte, machten wir uns keine Sorgen. Das kam von unserer Dummheit und Unselbstständig-

keit. Ein Jeder verlieh sich einfach auf die Anderen; einen Jeden beherrschte das dumpfe Empfinden, daß die Anderen klüger seien als er und schon Rath finden würden.

Das lag so in unserer Art — in der Art des Volkstammes, dem wir entsprossen waren.

Wir stammten aus einer sehr frommen, katholischen Gegend und waren selber sehr fromm und gottesfürchtig. In jener gottgetreuen Gegend herrscht die Sitte, daß Jedermann ängstlich darauf bedacht ist, für sein leibliches und geistiges Wohl zu sorgen, seine Habe auf jede gute oder schlechte Weise zu vermehren, und den lieben Gott sowie dessen irdischen Stellvertretern alles Uebrige zu überlassen.

Die Menschen wetteifern miteinander in der Ausübung der Frömmigkeit und üben gegenseitig scharfe Kontrolle; sie halten Jeden für ein Schensal ersten, zweiten oder dritten Grades, der nicht regelmäßig in die Kirche geht, schimpfen aber und ärgern sich, sobald Jemand sich erkühnt, das ortsübliche Pensum von Gebetübungen durch Fleiß und Ausdauer und besondere Veranstaltungen zu überbieten,

und nennen ihn einen Betbruder oder eine Betschwester.

Desgleichen sehen sie es nicht gern, wenn Einer in seinem gierigen Ringen nach Reichthum besonderes Glück hat. Sie hassen ihn im Stillen, reden ihm heimlich Uebles nach und werben um seine Gunst, da er durch seinen größeren Besitz mächtiger ist als sie.

Die Bevölkerung eines solchen Dorfes ist, wie das chinesische Reich, in Klassen eingetheilt, nur mit dem Unterschiede, daß die Zahl der Klassen und Stände in dem kleinen Dorfe ungleich höher ist, als in dem unermesslichen Reiche der Mitte. Meine Eltern bewohnten eine Häuslerstelle, und ich durfte von rechts wegen nur mit Kindern von anderen Häuslern gesellig verkehren. Aber diese Grenze wurde bei uns unvernünftigen Kindern nicht innegehalten; wir suchten unsere Gefährten sowohl in den höheren, als auch in den niederen Schichten der werdenden Generation, obgleich ein jedes Kind sich des Ranges, der ihm gebührte, sehr wohl bewußt war und nicht verfehlte, ihn gelegentlich zur Geltung zu bringen.

Ich hatte ein ganz besonders feines Empfinden für Ständesunterschiede. Wenn ich mit einem Knaben verkehrte, dessen Eltern ein Stück Ackerland hatten — meine Eltern hatten keinen Acker — so respektierte ich ihn als den Vornehmeren; verkehrte Kinder von Gärtnerstellen mit mir, so fühlte ich mich geehrt, waren aber Bauernsöhne so herablassend, mich ihrer Gesellschaft zu würdigen, so flatterte mein Lafaienfeelchen vor Lust und Entzücken wie ein Papagei, der lange harren mußte, bevor seine Herrin ihm wieder einmal den Kopf krante. Mit solchen Jungen zu spielen, war an sich nicht angenehm, denn sie hatten prinzipielle Launen, und man mußte sich als Wohlthat anrechnen, wenn man von ihnen durch den Noth geschleift, gewaltsam auf den Kopf gestellt oder in den Schlammgraben geworfen wurde. Manchmal erschien mir das nicht angenehm, aber die Ehre war doch sehr groß.

Ich selbst brachte solche Notheiten nicht fertig, und ich verkehrte doch auch mit Jungen, die tief unter mir standen, weil ihre Eltern keine Häuser besaßen. Ich verkehrte sogar mit großer Vorliebe mit den Kindern der allerniedrigsten Klasse. Ach, es war so schön, so erhehend, so wohlthuend, leutselig zu ihnen zu sein und sie nicht zu quälen, obgleich ich als Häuslerlohn das Recht dazu gehabt hätte. Ich verabsäumte nicht, zu ihnen von meiner erhabenen Stellung zu reden, um mir den nöthigen Respekt zu verschaffen, doch ich verfolgte dabei nur den edlen Zweck, daß sie sich des Glückes, das ihnen durch meine Gegenwart erwuchs, voll bewußt sein sollten.

Leider machte ich bei solchen Gelegenheiten wiederholt eine schlimme Erfahrung. Die Kinder der Hofarbeiter hatten keine Bildung; sie waren zumeist mit ihren Eltern aus fernen Orten hergezogen und nicht reif für die reichblühende Kultur unseres Ortes, und zuweilen, wenn ich ihnen voll Herzengüte auseinandersetzen wollte, daß mein Vater ein Haus und einen Garten habe, ihre Eltern aber besitzloses Gesindel seien, prügelten sie mich durch. In solchen Fällen wünschte ich mir immer, König zu sein und Soldaten zu haben — wie entsetzlich hätte ich dann das freche Anfluchen gegen die Ordnung der Dinge bestraft. So aber war ich ohnmächtig — ganz ohnmächtig, trotz meiner majestätischen Gefühle.

Einmal erlebte ich eine Geschichte, die einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machte und mich gewaltig empörte. Ich spielte eines Sonntag Abends mit dem Sohne eines Inwohners, der zugleich Hofarbeiter war und somit auf einer der niedrigsten Ständestufen stand, auf der Straße irgend ein Knabenspiel. Der Inwohner lehnte mit verschränkten Armen am Zaune und sah uns zu. Um dem armen Manne zu zeigen, daß ich ihn trotz seiner Armuth nicht verachte und seinen Sohn gern habe, überschüttete ich diesen mit allerlei Sunstbezeugungen und versicherte ihm, daß ich nicht sei, wie die Anderen, die aus Hochmuth mit Kindern von Hofarbeitern nicht verkehren möchten. Während ich so recht im Glücke schwelgte und auf dem Gesicht des Inwohners den Ausdruck tiefempfundener Dankes zu lesen suchte, rief der Mann plötzlich seinem Jungen zu: „Angust, kimmste gleich hare! Spuck dan eigibst' den Offen eis Gesicht. A Schadel dreh ich Dir weg, wenn du und Du giebst Dich noch a mohl mid'm ob!“

Diese Worte betäubten mich, so groß war die Wirkung, die sie plötzlich auf mich ausübten. Das war die ärgste Demüthigung, die mir je zu Theil geworden ist, und meine Scham war unsagbar groß. Gleichzeitig war mir, als ginge auf einmal die Welt aus den Fugen, als müsse das Himmelsgewölbe über mir zusammenstürzen. Eine solche Beleidigung eines Häuslersohnes durch einen Hofarbeiter war für mich ein Ereigniß, durch das meine kindische Weltanschauung, wie sie sich aus Lehren und Erfahrungen, sowie durch Hülfe meiner phantastischen Vorstellungskraft gebildet hatte, vollständig in Scherben ging. Der Vorgang brachte in die Harmonie meines neun- oder zehnjährigen Daseins eine Disharmonie, die mich verwirrte, ängstigte und schreckte; er erzeugte in mir eine Sturmfluth von seltsamen und todeswehen Empfindungen. Ich empfand, daß der Mann Strafe verdient hatte, weil er mich, das Kind höher-

siehender Leute, ohne allen Grund auf das Schwerstig beleidigt hatte, doch ich erblickte nirgends eine Justanz, die berufen und gewillt war, mir Genugthuung zu verschaffen. Da ich zudem den Mann nicht hatte kränken, sondern beglücken wollen, empfand ich den Mangel einer irdischen Vergeltung um so tiefschmerzlicher. Die Folge war, daß ich zu zweifeln begann an aller Gerechtigkeit und mich über den lieben Gott wunderte, daß er in einem so hochwichtigen Falle von seiner Allmacht keinen Gebrauch machte. Hätte er mir ein Stückchen Allmacht verliehen — ich würde Gerechtigkeit geübt haben. Da mein Beten zu Gott nichts half, erkannte ich immer deutlicher, wie machtlos auf Erden das Hohe über das Niedere sei, sobald es dem Niederen einfallt, das Hohe zu beschimpfen und zu mißhandeln; ich sah, wie das Schwache sich rechtlos beugen mußte vor dem Starken, wie das Böse über das Gute triumphirte. Diese Erkenntniß schmerzte mich so sehr, daß ich wie ein Verzweifelter weinte. Vielleicht war es nicht die bange Erkenntniß allein, die das Kind zum Weltverächter machte, vielleicht bereitete mir den grausamsten Schmerz die schwerverwundete Eitelkeit. Und bei alledem regte sich noch leise, ganz leise der Gedanke, daß der Mann wohl garnicht so Unrecht gehabt habe, als er mich einen eingebildeten Affen nannte; ich wußte ja, daß wir alleammt von Adam und Eva abstammten und somit gleichsam alleammt Brüder und Schwestern waren, woraus geschlossen werden konnte, daß Keiner ein Recht habe, sich über die Anderen zu erheben. Doch diesen Gedanken ließ ich nicht aufkommen; er that gar zu weh, und deshalb redete ich mir ein, daß er gottlos sei, da doch Gott die Ordnung der Dinge und die Unterschiede zwischen den Menschen geschaffen habe.

Ich konnte mit meinen Gedanken und Empfindungen nicht ins Klare kommen, und um mich zu beruhigen, flüchtete ich ins Reich der Phantasie. Dort regierte ich als weiser, milder und gerechter Kaiser, und der Inwohner mußte gefesselt vor meinem hohen Throne erscheinen. Er war geblendet von meiner Herrlichkeit und sank zerknirscht auf sein Angesicht; er stammelte demüthig und mit gefalteten Händen die Bitte um Verzeihung, und ich in meiner großen Gnade verzieh ihm, nachdem ich ihm eine Standrede gehalten und klar gemacht hatte, wie er sich künftig als niederer Inwohner und Hofarbeiter gegen Söhne von Häuslern zu benehmen habe.

Während ich mich wochenlang an diesem prunkenden Phantastiegebilde ergöhte, wagte ich nie, an der Wohnung des begnadeten Inwohners vorüberzugehen; ich wählte stets den weiten Umweg hinter den Bäumen. Die erlittene Schmach war gar zu groß gewesen.

Eine Tugend der Menschen in meiner Heimath ist ihre unverdroffene Arbeitslust. Lust ist hier eigentlich ein falscher Ausdruck, denn auf Schritt und Tritt hört man die armen Geschöpfe klagen, daß sie sich schrecklich „schinden und rackern“ müßten, um nur das liebe Leben zu haben. Bei all der wahnsinnigen Arbeit aber scheint es, als ob der Besitzstand der Bevölkerung eher rückwärts als vorwärts ginge. Wenn ich mich heute nach dem Wohlergehen meiner Landsleute erkundige, so höre ich oft, daß Familien, die zu Zeiten meiner Kindheit als vermögend galten, nun zu „trebsen“ hätten, das heißt sehr arbeiten müßten, um ihren Wohlstand nicht einzubüßen; hingegen erfahre ich nicht, daß kleine Leute emporkommen seien.

Der geistige Horizont jener Gegend ist ganz erschrecklich eng; dessen ungeachtet halten sich die Menschen für sabelhaft geistig, sie streben auch nach städtischer Bildung. In Wirklichkeit fehlt ihnen die Intelligenz, die dem fleißigen Schaffen Aufschwung und Segen zu verleihen vermag. Und so schufen die armen Creaturen so entsetzlich, daß sie schon in frühen Jahren wahre Jammergestalten sind. Trotzdem kommen sie nicht vorwärts. In der Kleidermode bricht sich jede Neuerung schnell Bahn; die reichen Bauersfrauen äffen in der Toilette den Städterinnen nach, die Dienstmädchen folgen dem Beispiele, und nur ältere Frauen der Mittel- und niederen Klassen bleiben bis jetzt der alten Mode treu, indem sie des Sonntags eine Haube mit langen,

breiten, buntseidenen Bändern und ein Umichlagtuch tragen. Auf dem Gebiete der Arbeitsthätigkeit jedoch bleibt es zumeist beim Alten; wie sich die Väter und Mütter gequält haben, quälen sich auch die Söhne und Töchter, bis sie in die Grube sinken; jeder Versuch, auf eine Vereinfachung der häuslichen Wirtschaft hinzuwirken, würde kläglich scheitern; denn — der Mensch ist zur Arbeit geboren. Die höchste Autorität ist der Herr Pfarrer, dazu kommt der Herr Amtsvorsteher. Diese beiden Herren besorgen für die große Masse die Arbeit des Denkens. Namentlich der Herr Pfarrer. Was er denkt und lehrt, gilt als Gesetz. Zum guten Ton gehört es, über den Herrn Pfarrer zu räsonniren, zu behaupten, daß er auch nur ein Mensch sei, daß er sich in Dieses und Jenes nicht einzumischen habe, doch solche revolutionäre, gottlose Redensarten haben nichts zu bedeuten, sie sind eben nur Redensarten. In Wirklichkeit ist der Geist des Herrn Pfarrers der Born, aus dem die ganze Gemeinde ihr äußerst geringes Bedürfniß an geistiger Nahrung schöpft; der edle Seelenhirt weiß aus der Bibel, daß die Armen im Geiste selig sind, und er sorgt, daß seine Schäfchen arm an Geist bleiben. Er nennt die Plättchen und Kalender, die für die Seele heilsam seien und gelesen werden dürfen, und er wettert mit Horneseiser, wenn irgend ein widerhaariges Weichtind sich erdreistet hat, ohne des Herrn Pfarrers vorherige Erlaubniß eine andere Zeitung oder Zeitschrift zu abonniren.

So mangelt jenen guten Menschen jegliche Selbstständigkeit und jegliche Zuversicht auf die eigene Seelenkraft; sie sind Schollenmenschen, und wenn der Zufall Einen oder den Anderen aus der Heimath fortzuschleudert, so stellt er in der Fremde eine klägliche Figur dar, er verspürt den Drang in sich, zu streben, zu raffen, zu getzen, zu sparen, und dabei seinen Leib zu mästen, doch es mangelt ihm der eigenherrliche Geist, die geschmeidige Thakraft; er ist plump, demüthig gegen Hochstehende, herrisch und unverschämt gegen Niederstehende, er ist denckträge, und er weint, wenn ihm die Anderen den besten Bissen vor dem Munde wegschnappen. . . .

Solcher Art Kinder waren wir Drei: Johann, Franz und ich.

Wir zogen mit hängenden Köpfen und niedergeschlagenen Augen zur Stadt hinaus, die uns sehr enttäuscht hatte; die Zukunft stand wie eine bleigraue Wetterwolke vor uns, doch der trostreiche Stumpfsinn, die Kraft des Gebetes und die Hoffnung eines Jeden auf die Klugheit der Anderen hielten uns aufrecht. (Fortsetzung folgt.)

Die Nihilistin.

Roman von Sonja Kowalewskaja.

Aus dem Russischen übersezt von Louise Flach-Falkhaneann.

(Fortsetzung.)

X.

Es verstrichen einige Wochen. Wjera zeigte sich nicht und ließ nichts von sich hören. Ich nahm mir vor, sie zu besuchen, aber ich kam nicht mehr dazu.

Es war gegen Ende Mai, ich hatte zu Mittag Gäste, und wir erhoben uns eben von der Tafel, als plötzlich die Salonthür aufging und Wjera eintrat. Aber, mein Gott, wie sie sich verändert hat! So schrie ich auf. Den ganzen Winter hatte sie ein schwarzes, unförmiges Sommerkleid getragen — eine Nonnenkutte, wie ich ihr Kostüm scherzweise benannte — und heute erscheint sie plötzlich in einem lichtblauen, modernen Sommerkleid, um die Taille einen silbernen kaukasischen Gürtel. Die Toilette kleidete sie wunderschön und Wjera sahien um sechs Jahre jünger. Aber nicht am Kleide lag es: Wjeras Aussehen war strahlend, triumphirend, auf den Wangen spielte ein Roth, die dunkelblauen Augen leuchteten, wie wenn sie Funken sprühten. Ich wußte ja, daß Wjera hübsch ist, daß sie aber solch eine Schönheit sei, hatte ich bis nun nicht geahnt.

Die meisten meiner Gäste sahen sie zum ersten Male. Wjeras Eintritt in den Salon rief thatsächlich Sensation hervor. Nicht die Herren allein,

auch die Damen waren von ihrer Schönheit verblüfft und kaum hatte sie Platz genommen, wurde sie auch schon umringt.

Wenn es früher geschah, daß Wjera mich unerwartet besuchte und bei mir einen Fremden auftraf, zog sie sich sofort in einen Winkel zurück und man konnte kein Wort aus ihr herausbringen. Von Natur aus schen, ging sie instinktiv jedem neuen Menschen aus dem Wege, insbesondere wenn sie mutmaßte, daß sie nicht bei ihm Sympathien für ihre Ideen begegnen werde. Heute aber war es ganz anders. Wjera befand sich in leutseliger, verlegener Stimmung, sie war gegen Jedermann entgegenkommend und lebenswürdig. Eine große Freude schien in ihr zu sprudeln und sie so zu erfüllen, daß sie sich von selbst auf die ganze Umgebung ergoß.

Früher war Wjera nichts unangenehmer als Komplimente, heute aber hörte sie sie ruhig mit einer gewissen hochmüthigen Grazie an und erwiderte so treffend, daß ich sie verwundert ansah. Woher kommt das Alles zu ihr! Weltlich sein und Scharfsinn und Skoleterrie! Man glaubt an eine Nihilistin durch und durch, und da ist sie eine Dame von Welt!

Dieses ungewöhnliche Schauspiel währte jedoch nicht lange. Die lebhafteste Wjera hörte sozusagen plötzlich auf. Ihre Gesprächigkeit verschwand, in ihren Augen zeigte sich ein Ausdruck von Langeweile und Verachtung.

„Werden Deine Gäste bald fortgehen? Ich muß mit Dir über etwas Ernstes sprechen!“ flüsterte sie mir ins Ohr.

Glücklicherweise begannen die Gäste sich zu entfernen.

„Was hast Du, Wjera? Ich erkenne Dich nicht!“ fragte ich sie, so wie wir allein blieben.

Statt jeder Antwort zeigte mir Wjera den vierten Finger ihrer linken Hand, auf dem ich erst jetzt zu meinem größten Erstaunen einen glatten Goldreif bemerkte.

„Wjera, Du heiratest?“ rief ich verwundert.

„Schon geheirathet! Heute um ein Uhr Mittags war meine Trauung.“

„Wjera, aber wie denn das? Wo ist denn Dein Mann?“ fragte ich verwirrt.

Wjeras Gesicht leuchtete auf. Ein seliges, entzücktes Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Mein Mann ist in der Festung. Ich habe Pawlentow geheirathet!“

„Was — Du? Du hast ihn doch vorher garnicht gekannt! Wo konntet Ihr Euch denn kennen lernen?“

„Wir haben uns garnicht kennen gelernt. Ich habe ihn von Weitem während des Prozesses gesehen und heute eine Viertelstunde vor der Hochzeit haben wir zum ersten Male einige Worte gewechselt.“

„Ja, aber wie, Wjera? Was heißt denn das?“ fragte ich, nicht begreifend. „Hast Du Dich auf den ersten Blick in ihn verliebt, wie Julie in Romeo? Doch nicht damals, als der Staatsanwalt ihn beschimpfte?“

„Sprich keinen Unsinn!“ unterbrach mich Wjera streng. „Von Verliebten ist hier weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Rede. Ich habe ihn einfach geheirathet, weil ich ihn heirathen mußte, weil es das einzige Mittel war, ihn zu retten!“

Ich schwieg und blickte Wjera fragend an.

Sie setzte sich in die Divanecke und begann zu erzählen . . . ohne sich zu beeilen und aufzuregen, als ob von ganz einfachen und alltäglichen Dingen die Rede wäre.

„Siehst Du, nach dem Prozeß hatte ich lange Unterredungen mit den Advokaten. Sie waren alle der Meinung, daß die Sache der übrigen Angeklagten, Pawlentow ausgenommen, garnicht schlecht ständen. Der Schullehrer stirbt selbstverständlich nach zwei oder drei Monaten, aber er hätte in jedem Falle nicht lange gelebt, da er eine böse Schwindsucht hat. Alle Anderen werden allerding's nach Sibirien geschickt. Man darf hoffen, daß Jeder nach Ablauf der Verbannungszeit nach Rußland zurückkehren und die Sache wieder aufnehmen werde. Nicht das hatte Pawlentow zu erwarten.“

„Ihm wäre es wirklich schlecht ergangen, so schlecht, daß es beinahe besser gewesen wäre, wenn man ihn zum Erschießen oder Erhängen verurtheilt

hätte. Wenigstens hat dann Alles auf einmal ein Ende. So aber quälte sich Einer ganze zwanzig Jahre in der Zwangsarbeit!“

„Ach Wjera, wie Viele sind schon zur Zwangsarbeit verurtheilt worden!“ bemerkte ich zaghaft.

„Ja siehst Du, es giebt verschiedenartige Zwangsarbeit. Wäre er ein einfacher und nicht ein politischer Verbrecher, so hätte sich der Staatsanwalt nicht bemüht, ihn so herlich zu schildern — so aber ist es etwas Anderes! Man hätte ihn nach Sibirien verschickt, und das wäre nur die Hälfte des Unglückes gewesen. In Sibirien leben ja auch Menschen! Ja, und Politische giebt es dort so viele, daß sie gewissermaßen eine Macht sind; die Behörde muß oft mit ihr rechnen. Wenn man jetzt Jemand nach Sibirien schickt, so kränkt ihn das beinahe nicht: obgleich das Leben dort schwer ist, weiß er doch zum Mindesten, daß er dann und wann mit seinen Brüdern, Gesinnungsgenossen zusammentreffen wird. Man ist doch nicht völlig losgerissen; die Hoffnung verläßt Einen nicht. Ist Einem in Sibirien sehr traurig zu Muth, so kann er, wenn er Glück hat, sich auch flüchten: es haben sich ja nicht Wenige aus Sibirien gestüht. Die Regierung besitzt Schreckmittel, die schlimmer sind als die Verbannung. Für politische Verbrecher höchster Kategorie, für die gefährlichsten, existirt das Alexiewski-Navelin in der Peter-Paul-Festung. Denjenigen, mit dem die Regierung kurzen Prozeß machen will, schickt sie zur Erfüllung der Zwangsarbeit nicht nach Sibirien, sondern in jene teuflische Höhle. Sie befindet sich in Petersburg selbst, sozusagen unter den Augen der obersten Behörde. Von Milde und Nachsicht ist da nicht die Rede: das Zellen-system in seiner ganzen Strenge. Wer einmal dahin geräth, ist ganz wie lebendig begraben; weder trifft er mit den anderen Gefangenen zusammen, noch erhält er Briefe von den Kameraden, noch ist es ihm gestattet, über sich selbst Nachricht zu geben. Der Mensch ist aus der Liste der Lebenden gestrichen — und das ist Alles. Unsere Regierung macht natürlich nicht viel Umstände, aber es ist ihr doch peinlich, oft Todesurtheile auszufertigen, und sie schämt sich — was wird man im Ausland sagen? So hat man dieses Alexiewski-Navelin ausgedacht. Es klingt besser als ‚Strang‘, das Resultat ist dasselbe.“

„So viele politische Verbrecher hat man bereits dorthin gebracht, hat man doch noch nicht gehört, daß wenigstens Einer herausgekommen wäre. Gewöhnlich vergehen einige Monate, höchstens ein, zwei Jahre, und die Verwandten werden davon benachrichtigt, daß Dieser oder Jener ‚glücklich‘ gestorben ist, oder den Verstand verloren, oder seinem Leben selbst ein Ende gemacht hat. Man sagt, daß es noch Keiner länger als drei Jahre im Alexiewski-Navelin ausgehalten habe. Und Pawlentow sollte in diese verfluchte Höhle gerathen!“

Wjera wurde vor Aufregung ganz blaß. Ihre Stimme zitterte und an den langen Wimpern hingen Thränen.

„Aber wie vermochtest Du nur ihn zu retten?“ fragte ich ungeduldig.

„Warte, Du wirst es gleich erfahren.“ erwiderte Wjera, ruhiger werdend. „Als ich vernahm, welches Schicksal Pawlentow bevorstehe, that es mir um ihn so leid, daß ich es garnicht sagen kann; ob Tag, ob Nacht, er ging mir nicht aus dem Sinn. Ich gehe zu seinem Advokaten, frage ihn: ‚Ist es denn wirklich unmöglich, etwas zu erfinnen?‘ — ‚Nichts‘, sagte der Advokat. Wäre er verheirathet, dann wäre es etwas Anderes, dann gäbe es noch eine Hoffnung! Nach unserem Gesetz steht der Frau, wenn sie will, das Recht zu, ihrem Mann in die Zwangsarbeit zu folgen. Hätte also Pawlentow eine Frau, so könnte sie ein Gesuch an den Kaiser richten, worin sie den Wunsch ausspricht, Pawlentow nach Sibirien zu folgen, und der Kaiser würde sich vielleicht erbarmen und ihr nicht das Recht verweigern; allein zum Unglück ist Pawlentow Junggeselle. . . .“

„Du begreifst,“ fuhr Wjera, wieder in den ruhigen Gesprächston verfallend, fort, „als ich diese Worte hörte, wurde es mir augenblicklich klar, was nun zu geschehen hat. Ich muß den Kaiser um Erlaubniß bitten, daß ich Pawlentow heirathe.“

„Aber Wjera,“ rief ich, „dachtest Du wirklich nicht daran, was ein solcher Schritt für Dich selbst bedeutet? Du weißt es doch nicht, was für ein Mensch Pawlentow ist und ob er eines solchen Opfers würdig ist. . . .“

Wjera sah mich mit einem strengen, verwunderten Blick an.

„Sagst Du das im Ernst?“ fragte sie. „Kannst Du wahrhaftig nicht selber begreifen, daß auch ich, hätte ich nicht Alles, buchstäblich Alles gethan, was in meiner Macht stand, zur Mitschuldigen an seinem Verderben geworden wäre. Sag mir auf Gewissen — wäre es denkbar, daß Du nicht auch dasselbe gethan hättest, wenn Du nicht verheirathet wärest?“

„Nein, Wjera, wahrhaftig, ich glaube nicht, daß ich mich dazu entschlossen hätte!“ erwiderte ich offenerzig.

Wjera sah mich scharf an.

„Dann bedanere ich Dich!“ gab sie mir zur Antwort und fuhr fort:

„Mir war es in jedem Fall klar, daß es meine Pflicht sei, ihn zu heirathen. Aber wie die Bewilligung hierzu erlangen? Das war die Frage. Als ich dem Advokaten meinen Entschluß mittheilte, rief er im ersten Augenblick aus, daß daran nicht zu denken sei, man werde das nie gestatten. Und ich selbst wußte nicht, wie die Sache anzufassen, aber plötzlich fiel es mir ein, daß es einen Menschen giebt, der mir helfen kann. Hast Du vom Grafen Nalow gehört?“

„Wer hätte von dem gewesenen Minister nicht gehört? Man sagt, er sei auch jetzt, obgleich er den Staatsgeschäften ferne steht, noch immer eine dem Kaiser nahestehende Persönlichkeit. Aber welcher Zusammenhang kann zwischen Dir und ihm bestehen?“

„Er ist, siehst Du, mit uns entfernt verwandt, aber das ist wenig. Die Hauptsache: Er war einmal in meine Mutter verliebt, ja, ich glaube sogar, nicht im Scherz . . . und er hat mich als Kind oft auf den Armen gehalten und mir Bonbons gebracht. Es versteht sich, daß es mir nicht einfiel, ihn an meine Existenz zu erinnern. Was habe ich bei solchen Leuten, wie er ist, zu suchen! Und jetzt fiel mir ein, daß er mir nützlich sein könnte. Ich schrieb ihm auch einen Brief und bat um eine Audienz. Er erwiderte unverzüglich und bestimmte mir die Stunde, wann ich erscheinen kann.“

„Nun, Wjera, erzähle rascher, wie ist die Sache bei Euch weiter gegangen?“ fragte ich neugierig.

„Je nun, ich kann mir vorstellen, Du hast den Alten verblüfft; er war sehr erfreut von seinem früheren Liebling!“ Ich erinnerte mich an Alles, was ich über den alten Grafen gehört hatte, daß er jetzt sehr fromm geworden ist und die Tage mit Fasten und Beten verbringt. „Wunderlich mußte sein Zusammentreffen mit Wjera gewesen sein!“ Und bei diesem Gedanken lachte ich unwillkürlich auf.

„Da giebt es nichts zu lachen, es ist nichts Lächerliches dabei,“ sagte Wjera in beleidigtem Ton. „Hör doch nur, welch kluger Kopf ich mitunter bin, welche glänzende Gedanken mir in den Sinn kamen,“ fuhr sie heiter fort. „Du stellst Dir vielleicht vor, ich bitte, daß ich bei ihm als Nihilistin vorsprach! Keine Idee! Ich weiß doch, daß alle diese alten Sünder, obgleich sie an der Reize ihres Lebens fasten, hübsche Gesichter zum Sterben lieben. Wie sie ein hübsches Läruchen erblicken, schauen sie gleich auf, werden gerührt und können ihm garnichts verweigern. Und da habe ich mich schon schön gepuht und bin zu ihm hingegangen. Für diese besondere Gelegenheit habe ich ja dieses Kleid bestellt, — Wjera zeigte mit Befriedigung auf ihr Kleid — und was für ein bescheidenes Wesen ich annahm: Man hätte denken mögen, ich könne kein Wässerchen trüben. Der Graf hatte mir das Erscheinen auf neun Uhr Morgens festgesetzt. Ich kam dahin. Na, ich sage Dir, wie diese Vornehmen aber wohnen! Asketen, Büßer, welche sich von ihren Sünden freimachen wollen, sollten nicht in solchen Palästen wohnen! Beim Eingang kam mir ein Schweizer mit einem Befehlshaberstab entgegen, so schrecklich anzusehen, selber einem großen Herrn ähnlich. Anfangs wollte er mich nicht einlassen; ich zeigte ihm

den Brief des Grafen; da schlug er auf die Kupferplatte an der Wand; in demselben Augenblick kam wie unter der Erde hervor ein Haibuk, gleichfalls groß gewachsen, ganz mit Treffen bedeckt, und geleitete mich über die mit Gewächsen geschmückte Marmorstiege hinauf; oben begegnete uns ein anderer Haibuk, gleichfalls groß gewachsen, führte mich durch einige Salons und übergab mich der Hand des neuen Lakaien in Liv'ee. Man führte mich und führte mich, von einem Saal in den anderen. Ueber glänzende, aus verschiedenartigen Holzarten zusammengesetzte Parquetten, wie Glas blinkend und so glatt, daß man der Länge nach hinsinkt, ehe man sich dessen versieht. Bemalte Plafonds, an den Wänden Spiegel in vergoldeten Rahmen, vergoldete, mit Stoff überzogene Möbel — und überall leer, keine Seele. Und der Lakai ist so gravitatisch, geht schweigend, läßt kein Wort fallen. . . . Endlich führt er mich in das Arbeitszimmer des Grafen selbst; dort empfing uns der gräßliche Kammerdiener. Alle die anderen Lakaien, die mich früher geleitet hatten, waren schlanken Wuchses und trugen goldgestickte Liv'een. Dieser kleine Alte war dem Aussehen nach arm, trug einen einfachen Rock, der abgetragen schien; aber das Gesicht war klug, listig — ganz Diplomat. Er musterte mich aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, als ob er bis in die Seele eindringen wollte; dann sprach er gemächlich: Sie werden hier warten, Gnädige. Seine Erlaucht sind so eben aufgestanden und geruhen zu beten.

Man ließ mich allein im Arbeitszimmer. Ein ungeheurer großer Raum; man kann nicht gut von dem einen Ende schauen, was in dem anderen vorgeht. Hier sieht man weder Spiegel noch Vergoldungen; einfache Eisenmöbel, überall dunkle Porti ren und Gardinen, selbst die Fenster sind zur Hälfte verhängt, so daß im Zimmer ein Halbdunkel herrscht. Ein Winkel wird ganz von einem großen Heiligen schrank eingenommen, vor welchem einige Lämpchen schimmern.

„Hier sitze und sitze ich. Die Zeit schleicht entsetzlich langsam und der Graf ist noch immer nicht da! Die Ungeduld erfaßt mich. Ich begann zu horchen. Hinter einer Porti re hörte ich etwas wie unzusammenhängendes Gemurmel. Da hob ich vorsichtig das Ende der Porti re — ich sehe wieder ein Zimmer, ganz mit schwarzem Tuch ausgefalten, einer katholischen Vetrinische ähnlich; überall Heiligenbilder, Kreuzige und Lämpchen; dort im Winkel steht ein schwächliches, Aes Männchen, wie eine Mumie, murmelt etwas, bekrenzt sich jeden Augenblick und schlägt mit der Stirn auf den Boden; und zwei große Lakaien unterstützen ihn zu beiden Seiten, lassen ihn wie eine Drahtpuppe bald auf die Knie nieder, stellen ihn bald wieder auf die Füße . . . und Einer von ihnen zählt dabei laut, um nicht zu übersehen, wie viele Verbengungen bis zur Erde seine Erlaucht heute zu machen geruhten.

„Mir erschien der Anblick so lächerlich, daß mir die Schächternheit verging. Sowie der Lakai bis vierzig gezählt hatte, hieß es für heute genug und der Graf wurde vom Heiligenschrein weggeführt. Ich fand kaum Zeit die Porti re herabzulassen und eine bescheidene Wiene anzunehmen, als seine Erlaucht schon vor mir stand. (Schluß folgt.)



Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

V.

Die Herrscherin Sonne und ihr Reich.

„Dieses Dunkel ist mein Dunkel, zur Sonne blick' auf, die allein Leben giebt, strahlend.“

Diese Inschrift der Diana zu Ephesus, der vielbrüstigen Personifikation der ewigen Natur, legt Zeugniß ab von dem tiefen Naturempfinden der Kulturvölker des Alterthums und läßt zugleich erkennen, welche ernste Verehrung der Sonnenkultus der Vergangenheit und auch der Gegenwart an sich hat.

Thatsächlich ist ja auch der gewaltige Gluthball, welcher so groß, daß falls er eine Halbkugel wäre, deren Mittelpunkt unsere Erde einnahm, dann der etwa 50000 Meilen von uns entfernte Mond nicht nur innerhalb derselben ungehindert die Erde umkreisen könnte, sondern noch etwa siebenundzwanzig Erdkugeln in geschlossener Reihe zwischen Mond und Oberfläche der Halbkugel Platz fänden, der Urquell alles Seins, alles Lebens, aller Kräfte auf den von ihr abhängigen und aus ihr hervorgegangenen Welten.

Nichts giebt es auf der Erde, dessen Wurzel nicht in der Sonne haftet, sei es die in Kraft sich umsehende Kohle der Erdtiefe, der Kreislauf der Gewässer, der tosende Orlan oder die bunte Welt der Lebewesen; in allen kommt der Pulsschlag der Allherrscherin zur Erscheinung.

Riesengroß ist die Summe der Kraft, welche diese unbeschränkte Königin in das All ausstrahlt, und übertrifft allein die auf die Erde in Gestalt von Licht und Wärme niederfluthende Sonnenenergie viele Millionen mal die durch die Verbrennung der Steinkohle künstlich ausgelösten 30 Millionen Pferdekraft, zu deren Erzeugung jährlich 500 Millionen Tons Kohlen verwendet werden.

Bedenkt man, daß die Gesamtkraft, welche die Sonne ausstrahlt, mindestens 700 Millionen mal* diejenige übertrifft, welche die Erde empfängt, und die sämtlichen Planeten unseres Sonnensystems zusammen etwa nur 80 mal soviel Kraft aufsaugen als die Erde, eine gegen die Gesamtkraftproduktion nahezu verschwindende Summe, so ergibt sich, daß fast 700 Millionen Kraftereinheiten unbenutzt in den endlosen Weltraum zwecklos sich zerstreuen und nur 80 zur Erzeugung aller Vorgänge und alles Lebens auf den von der Sonne abhängigen Planeten zur Ausnützung gelangen.

Der theologischen Weltanschauung, welche Alles in der Welt als weise angeordnet und zweckmäßig hinstellen möchte, dürfte es angesichts dieser ungeheuerlichen Kraftverschwendung doch äußerst schwierig werden, ihre Position zu behaupten.

Noch nicht gar lange ist es nun her, seit man über die wahre Natur des Sonnenballes Klarheit erlangte, denn bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus fand allgemein die Pörschelsche Hypothese Anerkennung, nach welcher der eigentliche Sonnenball ein kalter, dunkler Körper sein sollte, welcher von einer blendenden Lichthülle, der Photosphäre, umgeben sei.

Erst die Spektralanalyse räumte, wie vielerorten so auch hier, mit den Irrthümern älterer Zeiten auf und bewies unantastbar, daß die Sonne ein glühender Körper von unendlich hoher Temperatur sei, der weit in den Weltraum hinaus von einer Atmosphäre glühender, leuchtender Dämpfe umgeben sei.

Höchst auffällig erscheint nun das außerordentlich niedrige spezifische Gewicht des Sonnenballes, welches nur etwa ein Viertel desjenigen der Erde beträgt und zwar deshalb, weil doch der Mittelpunkt eines Weltkörpers sowohl, wie eines Systems, stets aus schwersten Stoffen gebildet sein muß.

Es wäre daher diese geringe Dichtigkeit der Sonne nahezu unbegreiflich, wenn nicht zugleich als gewiß anzunehmen wäre, daß wir in dem bei der Berechnung desselben zu Grunde gelegten scheinbaren Sonnendurchmesser nicht denjenigen des glühendflüssigen eigentlichen Sonnenkernes vor uns haben, sondern den Durchmesser der diesen umgebenden Hülle glühender Dämpfe erblicken.

Der eigentliche Sonnenkörper wird unbedingt eine weit höhere Dichtigkeit besitzen als unser Erdkörper, aber nur eine Kugel von vielleicht dem halben Durchmesser des unserem Auge sich zeigenden glühenden Gasballes darstellen.

Der Sonnenball ist nun beständig der Schauplatz der gigantischsten physikalischen Prozesse. Glühende Gase wirbeln, von donnernden Orlanen gepeitscht, gegen welche unsere irdischen Wirbelstürme und Tornados als Nichts verschwinden würden, oft explo-

* Etwa 18—19000 Erden wären erforderlich, in einer Reihe ein Viertel der Erdbahn zu fallen, demnach wären etwa 700 Millionen Erden erforderlich, um eine Kugelhülle in Erdform um die Sonne zu bilden.

sionsartig emporgeschleudert, zu Höhen hinauf, die schier unglaublich erscheinen, und das mit rasender Geschwindigkeit. Der Astronom Young beobachtete z. B. am 7. September 1871 einen riesigen Wasserstoffausbruch von 161000 Kilometer Breite und 87000 Kilometer Höhe, welche Masse durch eine Explosion gesprengt ward und dann die Trümmer binnen 10 Minuten bis zu einer Höhe von 200000 Meilen (englischen) über die Sonnenoberfläche emporgeschleudert wurden, was einer Geschwindigkeit von 260 Kilometern in der Sekunde entspricht; im Jahre 1880 beobachtete derselbe Astronom eine strahlenförmige Protuberanz (Ausbruch glühenden Wasserstoffes), welche in einer halben Stunde sogar bis zu einer Höhe von 563000 Kilometern emporstieg.

Derartige Ausbrüche bilden die erwähnten sogenannten Protuberanzen, meistens identisch mit den schon länger bekannten Sonnensackeln, leuchtenden Niesenflammen, welche als zackige, grellroth leuchtende Wolken zuerst bei totalen Sonnenfinsternissen, über den dunkeln Mondrand hervorragend, beobachtet wurden, seit der Erfindung des Spektroskops aber täglich zu sehen sind.

In gewissem Zusammenhange mit diesen Protuberanzen stehen die Sonnensackeln, meistens der Kreisform sich nähernde Verdunkelungen des grellen Lichtmeers, deren Bewegung schon früh den Beweis für eine Rotation der Sonne erbrachte, und die für eine Umdrehung erforderliche Zeit auf etwa 25 Tage feststellte.

Das Spektroskop zeigt nun, daß diese Sonnensackeln vorzugsweise aus Wasserdämpfen und Eisenoxyden bestehen, also aus den Produkten der Verbrennung von Wasserstoff und Eisen, welche in den höchsten Regionen sich bilden und dann abgekühlt und dadurch schwerer geworden in den Gluthdämpfen wieder untertauchen, wodurch sich dann über den sinkenden Stoffen zugleich trichterförmige Klärungen der Atmosphäre von Gluthen, also scheinbar Vertiefungen im Sonnenball, erzeugen.

Die Sonnensackeln sind nun die ersten, nachdenklich stimmenden Anzeichen einer beginnenden ernsthaften Erkaltung der Sonnengluth. Wenn auch langsam, so doch im Laufe der Zeit unaufhaltsam wachsend an Zahl und Größe, werden sie schließlich das Feuer in starre Banden schlagen; ihr endgültiger Sieg, d. h. ihre Ausdehnung über den ganzen Sonnenball, gleichbedeutend mit Verdunkelung desselben, ist sicherer Tod der gesamten Lebewelt auf den die Sonne umkreisenden planetarischen Welten, falls nicht etwa das Leben auf diesen aus anderen Gründen schon früher erloschen sein sollte.

Augenblicklich zeigen die Sonnensackeln eine periodische Zu- und Abnahme, eine Periode, deren Dauer nach langjährigen Beobachtungen auf 11^{1/2} Jahr festgestellt ward, und lassen sie einen eigenthümlichen, noch nicht genau erklärten Zusammenhang mit Nordlicht und magnetischen Störungen deutlich erkennen.

Auch zu meteorologischen Prozessen, Stürmen und Ueberschwemmungen, sowie zu dem Ausfall der Ernten hat man sie in Beziehung gebracht, doch ist man hinsichtlich dieser noch nicht zu unanfechtbaren Resultaten gelangt.

Höchst eigenartig und nicht unbedenklich ist das erhebliche Anschwellen der Zahl und Ausdehnung der Sonnensackeln, verbunden mit einer erheblichen Abnahme der Intensität des Sonnenlichts, über welches die Geschichte mehrfach berichtet.

So hatte z. B. die Sonne im ganzen Jahre 45 v. Chr. ein mattes und schwaches Licht, daher es kalt blieb, nicht ordentlich Sommer ward und die Früchte nicht gediehen — und war im Jahre 409 n. Chr., als Markh vor Rom erschien, die Sonne längere Zeit verbüstert. Humboldt berichtet im „Kosmos“ über eine ganze Reihe derartiger Fälle.

Bei der Besprechung der Diluvialerscheinungen und der Eiszeit der Erde werden wir auf diese Verhältnisse nochmals zurückkommen müssen.

Eine der wichtigsten Fragen ist nun diejenige nach dem Ursprung der Sonnenenergie, nach den Quellen des ausstrahlenden Lichts, der Wärme und der chemischen Kraft.

Daß bei so riesigen Ausgaben in irgend einer Weise ein Ersatz geleistet werden muß, ist selbst-

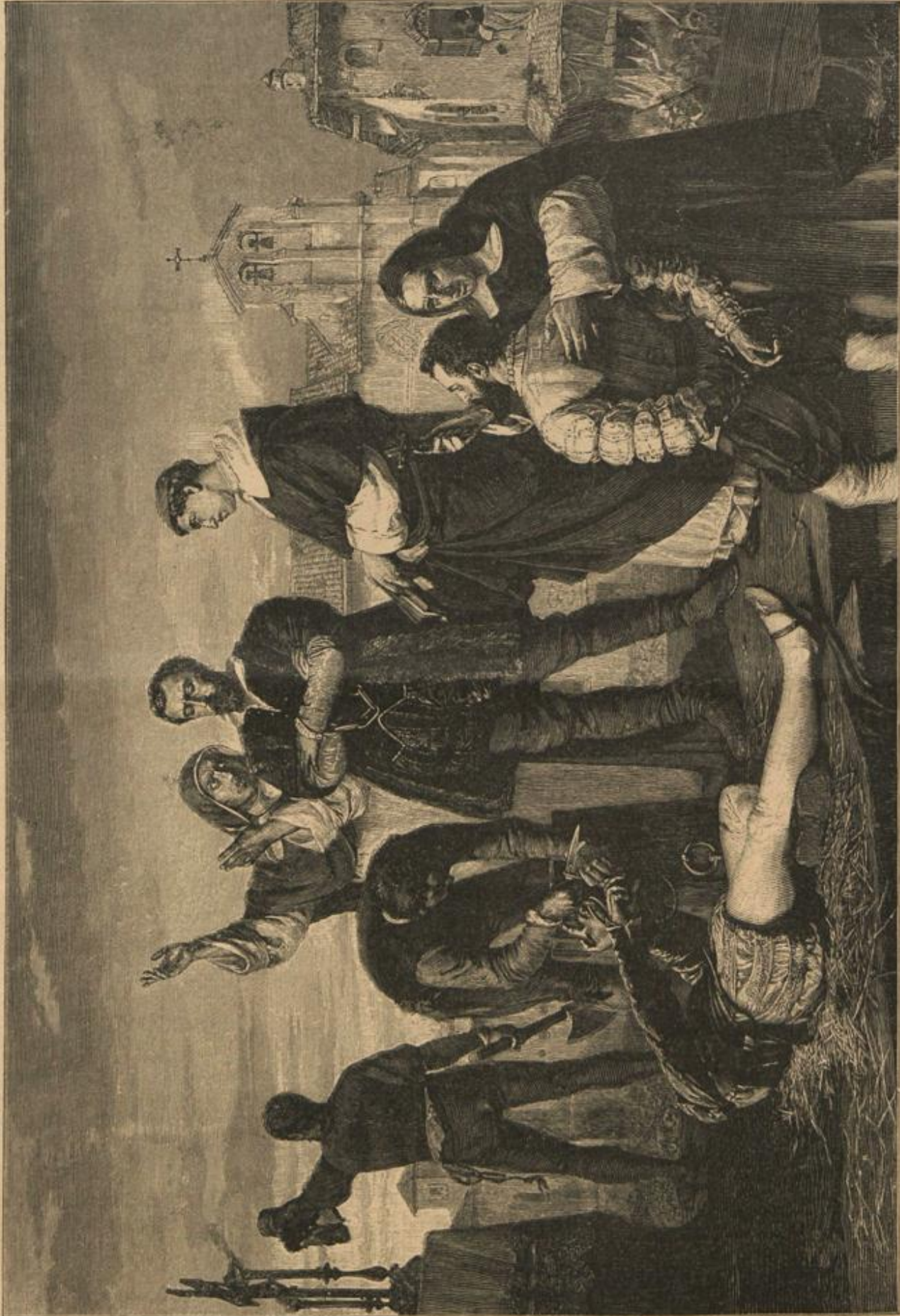
verständlich, da sonst die Spenderin wohl längst ihr Vermögen verausgabt haben würde.

Man hat nun auf die riesigen Schwärme von Meteoriten verwiesen, jene den Raum durchziehenden Gebilde, welche auf der Erde als Feuerkugeln, sogenannte Bolide, und Sternschnuppen sich zeigen, und angenommen, daß unzählige derselben alltäglich

Aggregatzustand über, also verwandelt sich z. B. ein Gas in einen flüssigen Körper oder letzterer in einen festen oder umgekehrt, so wird Wärme frei oder gebunden, je nachdem, und zwar findet eine Wärme-Entbindung statt in den erwähnten Fällen, eine Fesselung, also ein scheinbares Verschwinden derselben, in den umgekehrten.

eingehend untersucht und berechnet, daß die ganze Sonnenmasse, wenn sie durch eine plötzliche Verdichtung eines Urnebelballes von dem Durchmesser des Sonnensystems (also Umfang gleich der Neptunsbahn) entstanden sei, eine Temperatur von 28 Millionen Grad Celsius erlangt haben würde.

Dieses ungeheure Wärmequantum ist also das



Die Hürriçftung der Communer os.

in das Gluthmeer der Sonne stürzen und durch diesen Zusammenprall große Wärmemengen entwickeln.

Wenn nun auch diese Ansicht Manches für sich hat, so wird eine derartige Anheizung mit Meteoriten dennoch nur von nebensächlicher Bedeutung, die Hauptursache vielmehr in der langsamen Verdichtung oder Zusammenziehung des Sonnenballes selbst zu suchen sein.

Geht nämlich ein Körper in einen anderen

Der beständige Uebergang großer Mengen der glühenden Sonnengase in glühenden Fluß entbindet also chemische Kraft und die Wärme, welche letztere zugleich die Lichtentwicklung unterhält.

Natürlich wird auch diese Licht- und Wärmequelle schließlich einmal versiegen und zwar, wenn die Oberfläche des Sonnenballes über die Periode der Rothgluth hinaus, kalt und starr geworden.

Der Physiker Helmholtz hat diese Verhältnisse

Kapital, von dem die Sonne seit den Urzeiten zehrt, welches auch bei der thatsächlich vor sich gehenden, langsamen Zusammenziehung des Balles successiv gelöst ward und bei fortdauernder Verkleinerung des Sonnendurchmessers auch ferner liquid (flüssig) und dauernd erzeugt wird, bis zur endlichen kalten Erstarrung.

Diese Licht- und Wärme-Entwicklung ist nun auch die Ursache, daß auf der Erde und wahr-

scheinlich auch einigen anderen Planeten überhaupt Leben entstehen konnte, sobald nur diese Körper so weit abgekühlt, daß eine Vernichtung der Keime nicht mehr zu gewärtigen war.

Alles Leben auf der Erde und auf anderen Welten war und ist nun lediglich verkörperter Lichtstrahl, für uns ausgestrahlt von der Allpenderin Sonne. Die Kohle, welche wir in unseren Öfen brennen und mit welcher wir unsere Maschinen treiben, ist daher ebenfalls lediglich Erzeugnis der Sonnenkraft, abgelagert und aufgespeichert vor Aeonen von Jahren.

Würde das lebende Licht und die strahlende Sonnenwärme, beide einander bedingend, plötzlich einmal erlöschen und ausbleiben, so würde schon am zweiten Tage die fürchterliche, eisige Temperatur des Weltraumes, welche Pouillet durch eine, allerdings nur Annäherungswerte gebende, Berechnung zu minus 142° C ermittelte, vom Himmel herniedersteigen und die gesammte Lebewelt, einschließlich der Menschheit, innerhalb weniger Tage vernichten.

Wie vorhin erwähnt, sind nun eine erhebliche Anzahl kleinerer Weltkörper hinsichtlich ihrer Lebewelt, ihrer physikalischen und chemischen Verhältnisse, überhaupt ihrer ganzen Existenz völlig auf das Kraft- und Stoffzentrum, die Sonne, angewiesen.

Vier Bälle mittlerer Größe, die Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars, umkreisen die Sonne in ca. 57, 107, 148 und 226 Millionen Kilometer Entfernung, dann folgen in 350 bis 450 Millionen Kilometer Sonnenerfernung eine große Anzahl merkwürdiger, winziger Weltkörper, die Planetoiden oder Asteroiden, von denen bis jetzt ca. 300 bekannt sind, hierauf noch vier Nebenwelten, allerdings der Sonne an Größe längst nicht nahe kommend, die Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, und zwar in 774, 1418, 2851 und 4470 Millionen Kilometer Sonnenerferne.

Das weite Gebiet durchstreifen endlich noch Schaaren von Kometen und Meteoriten, Trümmer untergegangener Welten, welche ersteren durch Schiaparelli in Mailand als Anhäufungen von letzteren, verbunden mit Kohlenwasserstoffverbindungen, erkannt wurden.

Dieses große Gefolge der Sonne erfordert aber gesonderte Betrachtung und muß daher hier von Weiterem abgesehen werden.



Altes und Neues aus dem Reiche der Tonkunst.

Von Adolf Lubnow.

III.

Das deutsche Volk und seine musikalischen Klassiker.

Wenn wir dem vielgebrauchten Schlagwort: „Wir leben in einer Uebergangszeit“ auf irgend einem Gebiete unbedingte Geltung beimessen dürfen, so ist es das der modernen Kunst. Zwar tobt der erbitterte Kampf noch auf allen Gebieten fort und der endgültige Sieg der alten oder der neuen Kunst ist noch in ein fernes Dunkel gehüllt, doch beweist gerade die unversöhnliche Heftigkeit, mit der die Verfechter der alten und der neuen Richtung einander bekämpfen, daß zwischen beiden Kunstanschauungen ein breiter Riß klafft, den nicht zu überbrücken im Stande ist. Der moderne Gedanke — das unwiderstehliche Verlangen nach einem freien, von ökonomischen und dogmatischen Fesseln jeder Art ungeschwammten Ausleben der Persönlichkeit, das ideale Streben, der Zukunft die Bahnen für eine freiere, edlere Menschheit zu ebnen — hat die Seele jedes, den er in seine Bande geschlagen, mit höherem Eifer erfüllt und auch der Kunst seinen kraftvollen Stempel aufzudrücken gewußt. Ja, gerade sie, die auch da eine laute und vernehmliche Sprache redet, wo das Auge an den eindringlichsten begrifflichen Mahnungen in Wort und Bild achtlos vorübergeht und das Donnerwort des begeisterten Agitators wirkungsvoll verhallt, hat ihm Kreise erschlossen, die ihm nach Erziehung und Weltanschauung

stets fern geblieben wären. In der neuen Kunst hat der moderne Gedanke seinen thätigsten und mühtigsten Vorkämpfer gefunden: ein guter Theil seines Sehens und Hoffens, viele seiner Ansprüche und Forderungen, an deren klarer und deutlicher Aussprache ihn brutale Willkür hindert, reden täglich in Flammenworten zu Unzähligen, unter dem Schutze einer unantastbaren Macht. Was verschlägt es, daß diese Kunst von der großen Mehrzahl unserer Aesthetiker und Kunstkenner in Acht und Bann gethan ist, lediglich weil ihnen, trotz redlicher Absicht, noch immer die Formel fehlt, sie in der unendlichen Reihe der geschichtlich überkommenen Begriffe ungezwungen einzuordnen?

Ist ihre Eigenart darum auch nur einem Einzigen entgangen, ihre Wirkung auch nur einem all Jener geschmälert worden, die sich ein offenes Auge und Ohr für das Schöne bewahrt haben, unter welcher Gestalt es ihnen auch entgegenzutreten möge?

Viele freilich wittern zwar den mächtigen Sturmhauch einer neuen Epoche menschlicher Geschichte, sind aber nicht im Stande, auch nur eine der vermeintlichen Errungenschaften der alten Zeit preiszugeben, und sind bestrebt, um Alles eine Versöhnung zwischen dem Alten und Neuen anzubahnen, oder doch wenigstens den Sieg der neuen Welt so lange als möglich hinauszuschieben. Vor Allem die Verfechter der Theorie von dem ewigen, für alle Zeiten muster-gültigen Schönen, die in dem raschen Flügelschlag einer neuen, aus eigener Kraft schöpfenden Kunstperiode eine arge Gefährdung der Normen und Gesetze befürchten, wie sie durch das vergleichende Studium der Kunstwerke vieler Jahrhunderte von „berufenen Febern“ festgelegt sind.

Nun ist die Ableitung allgemein gültiger Kunstgesetze auf Grund der Vergleichung von Kunstwerken älterer und neuerer Zeitepochen stets eine mißliche Sache: entweder man versucht von ihr die Wichtigkeit der satfam bekannten, auch von Laien in ihrer nichtsagenden Seichtigkeit längst erkannten Schlagwörter vom „ewig Schönen“ und „ewig Wahren“ abzuleiten, oder man unterfährt sich, den Geist von lebendigen, blutwarmen Kunstwerken, von denen jedes eine eigene, kraftvolle Individualität bekundet, zu destillieren, auf Flaschen zu ziehen, und auf jede dieselbe Etikette zu kleben: im guten Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit und den Stumpfsein des Publikums, das ja gewohnt ist, seine eigene Ueberzeugung willig nach der seiner vermeintlichen Lehrmeister zu modeln.

Vielleicht läßt man auch all jene fatalen Gesellen, die es gewohnt sind, ihre eigenen Wege zu gehen, einfach bei Seite und hält sich an die natürlichen Bundesgenossen, die Vertreter einer in usum delphini zugerichteten nüchternen und ehrbaren Kunst — geht es sich doch so schön auf der breiten, mit Pappelbäumen bepflanzten Landstraße, wo das Auge nach beiden Seiten frei und ungehindert ausschweifen kann, ungehindert durch dunkle, geheimnißvolle Wälder, hohe Thürme, Kühne, ragende Berggipfel.

Aber nicht mit dieser längst abgestandenen Theorie wollen wir uns heute beschäftigen, sondern mit einer anderen, gleichfalls vornehmlich in der jüngsten Zeit gegen die neue Kunst ins Feld geführten Anschauung. Man behauptet, die neue, auf dem Boden einer neuen Zeit und auf Grund neuer Kunstanschauungen herangewachsene Richtung in der Musik gefährde den durch die Kulturarbeit von Jahrhunderten gewonnenen Schatz musikalischer Bildung des deutschen Volkes. Was die Heroen unserer Tonkunst vom 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Großes geschaffen, sei allmählig geistiges Eigenthum des Volkes geworden und bis in seine untersten Schichten heruntergesickert: frivol sei es, durch die Propaganda für eine junge, plötzlich aufgetauchte Kunst den mühsam errungenen Kulturbesitz des Volkes zu vernichten. Aufgabe der folgenden Zeiten sei es, zwar nicht das Verhältniß der modernen musikalischen Kunst zum Volke, aber wohl die vermeintliche, bis in die untersten Volksklassen reichende Popularität unserer musikalischen Klassiker mit wenigen Worten zu beleuchten.

Vorweg müssen wir freilich bemerken, daß wir dem Begriff der Popularität in der Musik die engsten Grenzen ziehen müssen. Die Volksthümlichkeit des

musikalischen Kunstwerks ist an ganz andere Bedingungen und Voraussetzungen geknüpft als z. B. die des poetischen. Die Schätze der Dichtung sind Gemeingut: sie sind Jedem, dem es um poetischen Genuß, um Bereicherung und Vertiefung seiner literarischen Bildung zu thun ist, mühelos zugänglich. Das musikalische Kunstwerk äußert dagegen erst in der Reproduktion seine Wirkung; selbst das einfachste Kunstlied bedarf zu seiner Wiedergabe einer lange und sorgfältig geschulten menschlichen Stimme und der Klavierbegleitung, und welcher ungeheurer Apparat von Menschen und Instrumenten erfordert erst die komplizirtesten, oder höchstliegenden Musikgattungen, wie die Sinfonie und Oper! Dazu tritt noch ein zweites Moment: die Wirkung des poetischen Kunstwerks kann sich jederzeit auf den Einzelnen erstrecken; es erheischt nur die denkbar geringsten materiellen Opfer; dagegen verlangt die Aufführung eines den eben genannten Musikgattungen angehörenden Kunstwerkes einen unerhörten Aufwand von materiellen Mitteln und die Theilnahme einer nach Hunderten, ja Tausenden zählenden Zuhörerschaft. Und da das musikalische Kunstwerk im Gegensatz zum poetischen seine Wirkung eben nur in der Reproduktion ausübt, sind Unzählige, sind alle fern von den großen Verkehrsplätzen Lebenden von dem Genuß jener Kunstwerke, deren Aufführung nur durch die Betheiligung eines Massenpublikums ermöglicht wird, ausgeschlossen, oder sind ihn sich nur gelegentlich zu verschaffen im Stande. — Diese letzte Thatsache hat im Verein mit dem allmählichen, durch eine Reihe von ökonomischen und anderen Gründen bedingten Schwinden der musikalischen Bildung in den breiten Schichten unseres Volkes mehrere unserer meistgenannten musikalischen Klassiker dem großen Publikum längst entfremdet. Am Augenscheinlichsten tritt diese Erscheinung bei dem Verhältnis unseres Volkes zur Händelschen Kunst zu Tage. Das Andenken an diesen Meister ist heute fast ausschließlich an seine Oratorien geknüpft; seine Opern werden zumeist nicht einmal von den Fachleuten gekannt, und Manches aus seinen Instrumentalkompositionen taucht nur zeitweilig in den sogenannten historischen Konzerten in denjenigen von unseren Großstädten auf, in denen sich ein regeres Musikleben entfaltet. Leider hat das Verständnis für das Oratorium, das eben in Händel seinen genialsten Vertreter gefunden hat, und die Pflege dieser eigenartigen Kunstform trotz aller Bemühungen in den letzten Jahren eher ab- als zugenommen. Nicht zum Mindesten in Folge der unumschränkten Herrschaft der Oper, der dem Oratorium am nächsten stehenden Kunstform, die den Sinnen reizvollere, abwechslungsreichere Unterhaltung und den Nerven stärkeren Kitzel zu bieten im Stande ist. Zudem hat die Oper mit der schnellen Ausbildung der Gesangs- und Instrumentalmusik gleichen Schritt zu halten, ja sie zu überflügeln vermocht, während nach Händel das Oratorium immer seltener kultiviert worden ist und keinen zweiten Vertreter gefunden hat, der sich mit dem Schöpfer des „Messias“ und „Israels in Egypten“ auch nur vergleichen ließe. Und mit der Pflege der genannten Kunstform hat auch das Verständnis für die Eigenart der Kunst ihres größten Meisters abgenommen, ist vielleicht in weiten Kreisen sogar erloschen. Nur einzelne Sätze aus Händelschen Oratorien sind ins Volk gedrungen und haben theils bei kirchlichen Aufführungen dauerndes Bürgerrecht erlangt, wie das „Hallelujah“ aus dem „Messias“, theils sich auch in reinem Instrumentalgewande Freunde erworben, wie der Chor: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt“, aus „Judas Makkabäus“. Daß wir trotz alledem Aufführungen von Händelschen Oratorien, zumal in Norddeutschland, nicht gar zu selten begegnen, müssen wir den Dank dafür vornehmlich den Lehrerseminaren, vielleicht auch einzelnen Gymnasien und Volksschulen zuwenden, in denen die Mühe und Opferwilligkeit verständnisvoller Musikpädagogen dem Auditorium Händels noch immer eine Heimstätte bereitet.

Nicht minder schwer als Händel hat auch der zweite große Tonbildner seiner Periode unter dem Wandel der Zeit und der Ungunst der Verhältnisse gelitten, Johann Sebastian Bach. Das Verständnis für seine Klaviermusik setzt die vollendete Beherrschung

einer überaus schwierigen, eigenartigen Klaviertechnik und ein gereiftes und geläutertes musikalisches Verständnis voraus, wie es heute fast ausschließlich nur bei Berufskünstlern zu finden ist. Die in Allem tiefinnerliche, urbeutische, aber herbe und spröde Kunst des Meisters wird stets dem im Geiste der vielgestaltigen, abwechslungsreichen neuen Musik aufgewachsenen ein Buch mit sieben Rätselfeln bleiben. Dasselbe gilt von dem weitaus größten Theile der sonstigen Tonwerke Bachs. Wenn nichtsdestoweniger von ihm in weiten Kreisen nicht nur mit der ehrfurchtsvollen Scheu vor einer großen, verdienten, aber unbekanntem Persönlichkeit gesprochen wird, sondern zahlreiche seiner Kompositionen noch heute fortleben und Hörer finden, so erklärt sich dies vor Allem aus dem kirchlichen Charakter der Bachschen Kunst. Sie hat vielleicht ihren vollendetsten Ausdruck in den Passionen und Messen und jenen unzähligen Kantaten und Motetten gefunden, die vornehmlich der protestantischen Kunst auf dem Gebiete der Kirchenmusik ein starkes Gegengewicht gegen die katholische Kunst zu geben vermögen. Namentlich aus diesem Grunde ist der Bachschen Kirchenmusik alle Zeit ein Ehrenplatz in dem musikalischen Theile des protestantischen Gottesdienstes und stete Aufnahme in die Programme unserer Kirchen- und Festkonzerte gewiß.

Ob Christoph Nitter von Gluck, der vielgenannte Reformator der Oper, noch nach einem Menschenalter auf dem Repertoire unserer Opernbühnen erscheinen wird, ist zum Mindesten zweifelhaft. So gewaltig dieser geniale Künstler den Entwicklungsgang der neueren Oper beeinflusst hat, und so zahlreiche Fäden von ihm zum modernen Musikdrama herüberführen, so schwer ist es für den an der modernen Musik herangebildeten Geschmack, in den Geist des Gluckischen Kunstwerks einzudringen.* Die heute zumeist nur sporadisch auftauchenden Wiedereinstudierungen Gluckischer Opern pflegen zwar bei den Premi ren ein zahlreiches Publikum zu finden, aber wie bald ist nicht das Interesse erkalte! Für die große Menge des heutigen Publikums sind die musikalischen Linien der Gluckischen Melodik trotz alles Abels zu einfach und schmucklos, ist die Instrumentierung zu dürftig und mager, entbehrt die dramatische Handlung zu sehr der erregenden und leidenschaftlichen Momente. Eine bedauerliche, aber feststehende Thatsache!

Haydn lebt nur noch durch seine Sinfonien und seine beiden bekannten Oratorien; seine Sonaten werden leider längst mehr von den Klavierpädagogen geschätzt, als im deutschen Hause gekannt und gespielt. Auch von seinen Sinfonien verschwindet bereits ein großer Theil allmählich von den Konzertprogrammen, und zwar gerade die, in denen die ungetrübte Freude am Dasein, das frohe Sichausleben einer naiven, glücklichen Natur so köstlichen musikalischen Ausdruck findet. Das nervöse Gebahren, das unruhige Hasten und Drängen der Zeit ist dem Charakter dieser schlichten, harmlos freudigen Kunst abhold und verlangt nach stärkerer Würze und erregenderen Reizmitteln. Einer günstigen Aufnahme erfreuen sich die jetzigen Sinfonien Haydns, aus denen der schalkische Humor, die lebenswürdige Ausgelassenheit des Meisters spricht.

Derjenige Tondichter des vorigen Jahrhunderts, dessen Kunstschaffen heute noch am Ersten einer allseitigen starken, packenden Wirkung sicher ist, ist Mozart. Freilich weit weniger durch seine Schöpfungen auf dem Gebiete der Liedkomposition, der Kammer- und Instrumentalmusik, von denen ein großer Theil bereits bedenkliche Spuren eines rasch herannahenden Alters trägt, denn als Opernkomponist. In Mozarts Oper fluthet zuerst das bunte, abwechslungsreiche, vielgestaltige Leben, wie es das gesammte moderne

Musikdrama erfüllt, findet zuerst eine stattliche Reihe individueller, scharf ausgeprägter Charaktere die treffendste musikalische Verkörperung, die im Rahmen der Gesangsmelodie möglich ist. Mozart hat nach Gluck und vor Wagner den entscheidendsten Einfluß auf die Ausbildung einer Kunstform ausgeübt, die als Vereinigung einer Reihe von Einzelkünstlern zu einem großen, organischen Ganzen den größten Reichtum poetischer, musikalischer und szenischer Momente in sich schließt, und die darum die mächtigste Wirkung auf die weitesten Kreise auszuüben im Stande ist.

Beethoven endlich steht an der Schwelle einer gänzlich neuen Zeit in der Musik. Seine Kunst bezeichnet eine Scheidewand in dem Charakter zweier Kunstperioden, von denen sich die erste längst als eine fertige, in sich abgeschlossene Epoche darstellt, während in der zweiten die Keime, die er gepflanzt hat, noch immer im Wachstum begriffen sind. Wir charakterisieren die ältere Epoche am besten mit dem Hinweis darauf, daß in ihr die Musik lediglich als Kunst, als Ausdruck des ebeumäßig formell Schönen gilt, während sich seit Beethoven immer mehr das Bestreben geltend macht, Bereich und Ausdrucksvermögen der Musik ins Ungemessene zu erweitern, sie zur Sprache auszugestalten. Beethovens subjektives Pathos bezeichnet den ersten und, wie wir hinzufügen dürfen, heute noch nicht erreichten, geschweige denn übertroffenen Versuch, in Tönen die Geschichte einer kraftvollen, dem Höchsten zustrebenden Individualität mit all ihren Leiden und Wonnen zu schreiben. Der subjektive Charakter der Beethovenschen Kunst ist für den modernen Menschen längst der Maßstab für die Beurtheilung des musikalischen Kunstwerks überhaupt geworden; es unterliegt keinem Zweifel, daß er auch unser Urtheil über die früheren Perioden der Musik erheblich beeinflusst hat. Es ist für uns schwer, Manchem vielleicht sogar unmöglich, sich in den Geist der Musik der vergangenen Jahrhunderte hineinzuversetzen und an ihre Kunstwerke mit der voraussetzungslosen Unbefangenheit heranzutreten, die sie zu ihrem Verständnis und ihrer Würdigung unabwieslich verlangen. Nur eine sorgfältige musikalische Bildung und ein eingehendes, liebevolles Studium der älteren Musik kann das Verständnis für die reichen Schönheiten einer von der unserigen so grundverschiedenen Kunst erwecken.

Das verkaufte Kind.

Soziale Studie aus unserer Zeit. Von F. Thieme.

Wohlhabendes, kinderloses Ehepaar wünscht einen gesunden Knaben (nicht unter drei Jahre und nicht über fünf Jahre alt) gegen einmalige, gute Entschädigung anzunehmen. Gest. Offerten unter A. Z. 22 durch die Exped. d. Bl. erb.*

Vergleichen Annoncen kann man alle Tage in den Berliner Zeitungen finden. In unserem Falle sind die Urheber der Rentier Berthold Türk und Frau. Sie handeln in bester Absicht, sie sehnen sich nach einem Kinde, da ihnen das Schicksal eigenen Kindersegen versagt hat, und wünschen eins der armen, bedauernswerthen Geschöpfe des Glucks seinem Verhängniß zu entreißen, es zu einem edleren Dasein zu erziehen.

Die Zahl der eingehenden Offerten ist nicht groß, aber doch viel größer, als für die Beurtheilung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse wünschenswert erscheint. Man bietet die Kleinen an, umsonst sogar, wenn es gewünscht wird, man bittet um Gotteswillen, sie zu nehmen.

„O, was es doch für Mütter giebt!“ ruft Frau Türk entrißet. „Wie grausam und lieblos sie sein müssen, sich so von ihren Kindern zu trennen!“

„Ober wie elend!“ erwidert ihr verständigerer Gatte. „Sollte nicht gerade in den meisten Fällen die Liebe die Triebfeder ihres Handelns sein? Eine Mutter vermag Alles für ihr Kind, sogar seinen Besitz missen. Gott behüte uns vor dem Stadium der Verzweiflung, das aus vielen dieser schlecht geschriebenen und stillirten Offerten spricht.“

Frau Türk schüttelt ungläubig den Kopf. Sie

hat nie des Lebens Sorgen kennen gelernt und vermag sich in das Loos und die Empfindungen einer solchen Mutter nicht hineinzudenken.

Silig werden die geeignet erscheinenden Briefe beantwortet, gespannt sieht das Ehepaar der Vorstellung der angebotenen Kinder entgegen. Keins von allen gefällt, bis auf eins, einen reizenden Knaben von vier Jahren, mit großen, blauen Augen, hoher Stirn, weißer Haut, blonden Locken.

Warum erhält gerade dieser den Vorzug?

„Er ist so entzückend“, sagt Herr Türk.

„Zum Anbeißen!“ sagt Frau Türk.

Sind die anderen Kinder darum minder würdig, weil sie weniger schön sind? Sind sie weniger verheißungsvoll deswegen? Wer weiß, vielleicht ist ihr innerer Kern sogar edler und besser, vielleicht schlummern Keime in ihnen, einer herrlichen Entwicklung fähig!

Einer der Knaben hat eine verkrüppelte Hand — „um Alles in der Welt nicht!“ — seine Mutter trägt ihn bitter lächelnd hinweg. Und Herr Türk und Frau sind noch wohlwollende Leute — wer aber kann von ihnen verlangen, daß sie eine Mißgeburt zu sich nehmen? Die Natur mag das verantworten, sie können nichts dafür. . . . So beginnt für diese bellagenswerthen Produkte der Armuth schon im zarten Kindesalter die große Preiskonkurrenz des Daseins, in welcher leider noch immer die äußeren und am wenigsten werthvollen Eigenschaften des Kämpfers den Sieg entscheiden.

Der auserwählte Knabe heißt Jakob — Jakob Selbig. Seine Mutter ist arm, von Allem eintödt, sie geht fast in Lumpen einher. Der Knabe aber ist sauber und für ihre armseligen Verhältnisse fast luxuriös gekleidet. Er ist ja ihr Ein und Alles! Aber der Vater starb wenige Wochen nach der Geburt, Arbeit ist schwer zu finden, wenn die Zeit zwischen ihr und einem Kinde getheilt werden muß. Entweder müssen Beide verkommen oder die Mutter wählt zwischen dem Kinde und sich selbst. So faßt sie den verhängnißvollen Entschluß. Mag aus ihr werden was will, wenn nur das Kind einmal glücklich wird. „Hier — hier ist es — mein Liebling — nehmt ihn hin!“

Ihr Liebling! Wie hängt er sich angstvoll an sie fest, wie schluchzt er und will sie nicht verlassen. Was hat er an ihr, die kann seinen Hunger stillt. Auch ihre Thränen strömen — und doch triumphirt sie, daß er ausgewählt worden ist.

Es muß sein. Sie nimmt das Geld, da man es ihr aufdrängt, dann reißt sie sich los.

„Aber sie darf ihn nie wiedersehen, sich nie mehr um ihn kümmern, das ist die Bedingung!“

Ein schwerer Kampf, doch sie sagt „Ja“. Noch eine letzte Umarmung, dann verläßt sie das Haus.

Der Knabe bleibt schreiend zurück. „Mutter, Mutter, ich will zu meiner Mutter!“ Man sucht ihn zu trösten, giebt ihm Zuckerwerk und Spielzeug.

So gehen Tage hin, an jedem erneuern sich seine Klagen, an jedem auch werden sie schwächer, endlich verstummen sie ganz. Nur etwas still ist er noch und mißtrauisch. Fast scheint es, als dulde er nur die Liebkosungen seiner neuen Eltern, obgleich sein Auge auf den schönen Kleidern, die er nun trägt, den blendend weißen Betten, in denen er schlummert, den kostbaren Spielsachen, die man ihm schenkt, mit sichtbar Wohlgefallen ruht. . . .

Wochen sind verfloßen. Das Kind fängt an, sich an seine neue Lage zu gewöhnen. Der Mensch gewöhnt sich leicht an neue Verhältnisse, wenn sie angenehmer als die alten sind; Kinder vergessen überhaupt schnell. Und rasch genug betrachten wir die Spenden eines gütigen Zufalls als ein uns zustehendes gutes Recht, während der Unglückliche Alles schwarz um sich sieht und an kein Glück mehr zu glauben wagt.

Eines Morgens vernimmt Herr Türk lauten, erregten Wortwechsel im Vorsaal. Er geht hinaus und erblickt seine Frau in eifriger Unterredung mit der Mutter seines Pflege Sohnes.

Frau Türk weist heftig zurück, indeß die Mutter flehentlich bittet.

Die arme Frau ist noch immer bloß und mager, aber sie ist anständiger als früher gekleidet.

* Es sei an dieser Stelle ausdrücklich bemerkt, daß dieses wie alle früheren Urtheile lediglich von der Popularität der genannten Künstler in der breiten Volksmasse unter den obwaltenden Verhältnissen gilt. Dem Musiker und Musikkenner, dem Entwicklung und Richtung der musikalischen Entwicklung in lebendigen Zügen vor Augen steht, und dem sich die Musikgeschichte als großes, wohlgefügt Ganzes darstellt, wird es freilich stets ein Leichtes sein, in den Geist einer fernern Kunst einzudringen und sich ihrer Schönheit zu erfreuen.

„Was wollen Sie hier?“ ruft Frau Türk zornig. „Sie haben Ihr Geld und hier nichts mehr zu suchen. Das Kind ist unser — unser mit allen Rechten und Pflichten. Sie haben versprochen, sich nie mehr darum zu kümmern — sofern Sie sich überhaupt jemals viel um es gekümmert haben. Gehen Sie!“

„Verzeihung, verehrte Dame,“ sieht ängstlich die Frau. „Ich bringe ja das Geld zurück. Geben Sie mir mein Kind wieder, nehmen Sie Ihr Geld! Der Kummer bricht mir das Herz!“

„Sie haben sich also die Sache anders überlegt?“ fragt der Rentier. „Sie wollen Ihr Kind lieber im Glend aufwachsen sehen, als seine Zukunft in guten Händen wissen?“

„Nein, nein,“ stöhnt die weinende Mutter. „Nun, ist es denn bei uns nicht gut aufgehoben? Sie müßten es sehen, wie es sich verändert hat. Garnicht mehr wieder ist es zu erkennen.“

„Ich weiß es, Herr Türk, ich weiß es — ich weiß auch, daß ich kein Recht mehr an das Kind besitze, wenn Ihre Güte es mir verweigert. Darum bitte ich ja auch nur, ich fordere nicht. O, haben Sie Mitleid, verweigern Sie mir meinen einzigen Liebling nicht!“

„Warum wollen Sie ihn denn eigentlich zurückhaben? Sie sind ja nicht im Stande, für ihn zu sorgen — denken Sie doch mehr an ihn, weniger an sich,“ erklärt Frau Türk zürnend.

„Ich kann für ihn sorgen,“ lautet die rasche Antwort. „Meine Verhältnisse haben sich verbessert. Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht, nicht groß, aber ausreichend. Freilich, so viel als Sie, kann ich ihm nicht bieten, aber ich denke, die Mutterliebe ist auch etwas werth — und die kann ich ihm allein geben!“

Das gutmüthige Ehepaar fühlt sich gerührt, doch hängt es bereits sehr an dem lieblichen Knaben und möchte ihn nicht gern missen. Man läßt die Frau in das Wohnzimmer kommen, niedersetzen, und Herr sowohl als Frau Türk erschöpfen alle Kräfte der Ueberredung, um die liebende Mutter zu bewegen, von ihrem Entschlusse abzusteigen.

„Sehen Sie nur,“ sagt Frau Türk, „wie hübsch er es bei uns hat. Er wird gepflegt und gehätschelt wie ein Prinz. Frisch Milch und Kalao, ein Ei zum Frühstück, Mittags vorzügliches Essen, jeden Nachmittag gehen wir mehrere Stunden mit ihm spazieren. Er trägt schöne Kleider, wird mit Allem versehen, was er sich nur wünschen kann. Sobald er das Alter hat, schicken wir ihn in die beste Schule der Stadt, er soll etwas Nützliches lernen und werden.“ Sie führen sie herein, zeigen ihr seine Betten, seine Kleider, sein Spielzeug — sie ist voll Freude und Bewunderung, aber beharrt auf ihrer Bitte.

„Sie machen das Kind selbst unglücklich,“ sagt endlich ärgerlich Herr Türk. „Es fühlt sich so wohl bei uns — es liebt uns und denkt garnicht mehr an Sie. Ich bin überzeugt, es wird garnicht mit Ihnen gehen wollen.“

Die bleiche Frau zittert am ganzen Leibe, sie wankt und hält sich am Tische fest.

„Nicht mit mir gehen?“ stammelt sie erschreckt. „Gewiß nicht. Sie werden es uns doch nicht gegen seinen Willen entführen?“

Da fährt sie plötzlich auf, blickt den Rentier mit festem Ausdrucke an.

„Gegen seinen Willen nicht,“ erklärt sie entschlossen. „Wo es ihm am besten gefällt, mag er bleiben!“

„Gut, so sei es!“ ruft das Ehepaar.

„Nole ihn, Mama,“ bestimmt Herr Türk.

Seine Frau holt den kleinen Jakob herein. Er sieht ganz anders aus als vor drei Monaten, viel wohler und blühender. Sein kleines Antlitz ist voll und rund, seine Armechen sind prall und fleischig — trotzdem schreit die Mutter auf und beginnt anatholl zu weinen, als sie ihn erblickt. Aber der Rentier stellt sich zwischen sie und das Kind, damit der Kleine sie nicht sofort erblickt. So hört er nur den Schrei und schaut sich bestreudet um.

Herr Türk kniet vor dem Knaben nieder, stellt ihn vor sich hin, bergestalt, daß er noch immer die Frau nicht sehen kann, dann küßt er ihn liebevoll

auf die Wangen und beginnt in väterlichem Tone: „Ist es hübsch bei uns, Jakob?“

„Ja!“ erwidert das Kind, noch immer den fragenden, bestürzten Ausdruck in den unentwickelten Zügen.

„Hast Du schöne Kleider — ein feines Hütchen? Ein großes Reitpferd, einen Fuhrmannswagen und eine Eisenbahn?“

„Ja!“

„Möchtest Du das Alles wieder hergeben?“ fragt Frau Türk.

„Nein, nein!“ erklärte das Kind. Die Dame fährt darauf, ihn zärtlich liebkosend, fort: „Möchtest Du wieder alte, häßliche Lumpen tragen, schmutzig sein und hungern? Nicht mehr Fleisch und Milch genießen, Honigbrötchen zum Frühstück, süße Birnen und Äpfel, Jakobchen?“

„Nein, nein, nein!“ ruft der Knabe.

„Nun, siehst Du — Deine Mutter will Dich wiederholen, sie will Dir wieder schlechte Sachen anziehen, Du wirst wieder arm sein und Hunger leiden. Nicht wahr, Du willst nicht mit ihr gehen, sondern bei uns bleiben?“

Der Knabe sieht seinen Pflegevater mit verwundernden Augen an.

„Ich will keine schlechte Sachen haben,“ spricht er mit kindlicher Offenheit.

„Jakob, mein Jakob!“ ertönt da eine leise, zaghafte Stimme.

Der Kleine horcht auf und schaut um sich, indeß seine großen Augen zu leuchten anfangen.

„Jakob!“ wiederholt die Frau im Tone entschuldigender Hergensangst und tritt näher heran. „Kennst Du mich noch, Jakob?“

„Mutter!“ schreit er da, mit einer Stimme, die alle Erinnerungen und Empfindungen seines kurzen Lebens zusammenfaßt. Er reißt sich los, springt vor, auf sie zu und hängt sich an sie, wie damals, als sie ihn verlassen mußte.

„Mutter, meine gute Mutter!“

„Jakob, mein Kind!“ Wie Triumph klingt es aus ihren Worten, ihre Augen strahlen, ihr Herz jubelt, ihr Kopf ist berauscht — und doch fließen ihre Thränen nieder auf sein blondes Lockenhaar, während er sich verzweifelt und ängstlich an sie klammert, fürchtend, sie könnte wieder von ihm gehen.

„Mutter, nun bleibst Du doch bei uns?“ flüstert er, mit schönen Blicken auf seine Pfleger.

Diese stehen da, innig bewegt, Frau Türk mit unflorkten Augen. Sie erkennen, daß ihr Spiel verloren ist. Noch einen Versuch macht die Dame, indem sie den Kleinen streichelt und ihn sanft anredet: „So willst Du wirklich von uns fort, Jakob?“

„Ich will bei ihr bleiben.“

„Und willst alle Deine schönen Kleider und Spielsachen hergeben?“

Einen Augenblick umbüstert sich das hübsche Kinderantlitz, dann erklärt der Knabe fest: er wolle sie hergeben.

Die glückliche Mutter drückt ihn stürmisch an sich, mit aller Macht ihrer schwachen Arme.

„Ich bin aber arm, Jakob, überlege es Dir. Ich habe kein so schönes Bett für Dich. Weißt Du noch, daß Du mit mir schliefst? In dem kleinen, dunklen Stübchen auf den Hof hinaus, wo die Pferde alle Tage vorbeikamen? Denk nach, Kind, willst Du nicht lieber dableiben? Soll ich gehen?“

„Nein, nein!“ schreit das Kind, schluchzt und weint und hält sich fest an dem armseligen Knie der Mutter. „Ich will nicht hier bleiben, ich will mit Dir gehen.“

„Das Kind hat entschieden,“ sagt die Frau des Hauses leise und traurig. „Es wäre grausam, es von seiner Mutter trennen zu wollen gegen seinen und ihren Willen. Nehmen Sie es hin. Was der Knabe trägt und wir für ihn angeschafft haben, soll er behalten.“

„Wie gut Sie sind,“ schluchzt Jakobs Mutter.

„Aber Du mußt uns manchmal besuchen, Jakob,“ wendet sich der Rentier gerührt an den Kleinen.

„Willst Du das?“

Ja, das will er — aber nicht dableiben!

So kehrt der kleine Pflegesohn wieder zu seiner Mutter zurück, in ihre armselige Wohnung, aber zu ihrem Herzen voll Liebe und Opfermuth. Mutter und Kind gehören zusammen — reißt sie nicht auseinander, sondern ändert die Verhältnisse, welche einer Mutter den entsehligen Entschluß abringen, ihr Kind fremden Händen zu überantworten. Arme Mütter, arme Kinder — wenn die Mutterliebe fehlt, dem fehlt der beste Theil des Lebens, das Element, welches unsere edelsten Empfindungen erzeugt.

So ähnen sich am Abend der Trennung tiefbewegt Herr und Frau Türk — und letztere hat nicht wieder behauptet, daß die Mütter, die sich von ihren Kindern trennen, sammt und sonders grausam und lieblos seien.

— Bu unserem Bilde. —

Die Einrichtung der Commneros. Zur selben Zeit, da der im Juli 1519 zum deutschen Kaiser erwählte König Karl den Boden der Niederlande betrat, kam die schon lang genährte Empörung der Spanier endlich zum offenen Ausbruch.

Unwillig über den Einfluß der Fremden, die als Rathgeber des Monarchen oder im Besitze hoher Ämter und Würden, das Land in schamloser Weise ausbeuteten, unwillig über die Bereitwilligkeit der Cortes, die Geldforderungen des Königs zu erfüllen, während dieser für die zahlreichen Bittgesuche und Beschwerden des Volkes kein Ohr hatte, waren im Juli 1520 mehrere Städte Castiliens, allen voran Toledo, zu einem festen Bund, der sogenannten „heiligen Junta von Avila“ zusammengetreten.

War die Bewegung anfangs eine allgemeine, so daß selbst der Adel und die Geistlichkeit ihr sympathisch gegenüberstanden, so wandte sich das Blättchen, als diese merkten, daß die Kommunen es nicht nur auf die Bekämpfung des fremdländischen Einflusses abgesehen, sondern auch mit den alten Vorrechten und Privilegien des Herrenstandes anzuräumen entschlossen waren.

Angehts dieser gänzlich veränderten Verhältnisse befaßen sich die Oelsten der spanischen Nation natürlich auf ihre angestammte Loyalität, verständigten sich mit der von einem Ausländer geführten, verhassten Regentschaft und verklärten mit ihrem Häupte das königliche Heer, das sich bereits anschickte, den Hauptstützpunkt der Commneros, Tordeillas, anzugreifen.

Hätten die Injuranten darum auch nicht für ihre, durch eine ansehnliche Truppenmacht gefestigte Position zu sorgen brauchen, so waren doch Zwistigkeiten unter ihnen ausgebrochen, die ihre Kraft lähmten, und vor Allem befand sich das Oberkommando in den Händen eines unfähigen Edelmannes Don Pedro Giron, dem der bisherige Führer, der fühne, feurige Don Juan de Padilla hatte weichen müssen.

So kam es denn, daß trotz heldenmüthiger Vertheidigung Tordeillas fiel, und, weil die dabelbst residirende gemüthskranke Königswittve Johanna den Adel mit offener Arme empfang, zugleich das Ansehen der Junta sank, die lange Zeit auf die Unterstützung der Königin gerechnet und ihrem Vorgehen durch sie einen legalen Charakter zu verleihen gedacht hatte.

Allein trotz dieses harten Schlags schwand den Commneros nicht der Muth, umsoweniger als der vom Volke fast vergötterte Don Juan de Padilla wieder die Führung übernommen hatte.

Es gelang, die nahe Tordeillas gelegene Beste Torre de Bobaton zu besetzen und von hier aus einen Waffenstillstand zu erwirken; freilich nicht für lange Zeit. Denn Maria Pacheco, die fühne, für die Freiheit begeisterte Gattin de Padillas, spornte ihn und die Commneros zu neuem Kampfe an.

So kam es denn, nachdem die Waffenruhe im März 1521 gekündigt war, bereits einen Monat später zur Entscheidung.

Auf den Gefilden von Villalar geriethen die feindlichen Heere aneinander und nach langem, heißen Ringen mußten die Injuranten, von denen 800 todt die Wahlstatt deckten, der überlegenen Kriegskunst der königlichen weichen.

Den Gefangenen machte man als Hochverräthern und Aufrührern den Prozeß und nach kurzem Verhöre mußten diejenigen, die für des Volkes Wohl und Freiheit ins Feld gezogen waren, unter dem Beile des Henkers blutig lähen.

Von Allen aber — und auch Padilla gehörte zu ihnen — die als Opfer grausamer Nachsicht auf dem Schaffot ihr Leben liehen, heißt es, daß sie, würdig der großen Sache, der sie dienten, mit stolzer Unerblichkeit in den Tod gingen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Racaay, Leipzig, Dfstraße 14, richten.